

MICHAEL
"KÖHLMEIER

DIE ABENTEUER

DES JOEL

SPAZIERER

ROMAN HANSER



Hanser E-Book

MICHAEL KÖHLMEIER
DIE ABENTEUER
DES
JOEL SPAZIERER

Roman

Carl Hanser Verlag

ISBN 978-3-446-24286-9

© Carl Hanser Verlag München 2013

4. E-Book-Auflage 2019

Lettering: Peter-Andreas Hassiepen, München

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Unser gesamtes lieferbares Programm
und viele andere Informationen finden Sie unter:

www.hanser-literaturverlage.de

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/HanserLiteraturverlage oder folgen Sie
uns auf Twitter: www.twitter.com/hanserliteratur

Datenkonvertierung E-Book:
Kreutzfeldt digital, Hamburg

ERSTER TEIL

ERSTES KAPITEL

1

Die Männer, mit denen ich manchmal Bier trinke und die keine Ahnung von mir haben, sagen, ich solle unbedingt mit etwas Lustigem beginnen. Ein Mann kommt in eine Bank, hält der Frau am Schalter die Pistole an die Stirn und sagt: Keine Angst, das ist kein Überfall, das ist nur ein Amoklauf. Mein Freund, der Schriftsteller Sebastian Lukasser, der mich mag *und* eine Ahnung von mir hat, rät mir zu einer literarischen Anspielung als Einstieg. Er meint – spricht es aber nicht aus –, das würde mir das Debüt bei den Kritikern erleichtern.

Meine Geschichte beginnt in einer Zeit, von der viele glaubten, sie sei die letzte. Die besten Ärzte des größten Reiches waren für die Herren der Partei und der Armee reserviert; die Besten der Besten für Stalin, Molotow, Malenkov und Berija. Aber sie verkauften, was sie wussten, ans Ausland und wurden verhaftet und vor ein Gericht gestellt. Die Anklage lautete auf Hochverrat und Mord, denn sie hatten durch absichtliche Fehlbehandlung den Tod einiger Herren herbeigeführt – sogar solcher, die gar nicht gestorben waren. Man hat sie, wie Sie mir glauben dürfen, allesamt abgeholt, verhört, gefoltert, hingerichtet, erschossen, liquidiert und aufgehängt.

Meine Geschichte beginnt in Ungarn; auch dort existierten solche Ärzte. Ihr Rädelsführer war Dr. Ernő Fülöp, der Leiter der internen Abteilung an der Semmelweisklinik in Budapest. Er war mitten in einer Operation, als drei Männer im Krankenhaus auftauchten. Er musste einen Assistenzarzt bitten, seine Arbeit zu Ende zu führen. Man brachte ihn in die Zentrale des Staatssicherheitsdienstes, wo ihn die ÁVH-Offiziere Major György Hajós und Oberst Miklós Bakonyi verhörten. Dr. Fülöp wurde vorgeworfen, mit den Moskauer Ärzten unter einer Decke zu stecken. Er habe versucht, den ersten Sekretär der Partei der ungarischen Werktätigen, den Führer Mátyás Rákosi, während einer Gallenblasenoperation zu ermorden; außerdem unterhalte er Kontakte zum jugoslawischen Geheimdienst, der vermutlich hinter der Verschwörung stecke, wenn es nicht sogar Josip Broz Tito persönlich sei. Dr. Fülöp beteuerte, er sei dem Parteivorsitzenden Rákosi in seinem Leben noch nicht begegnet, ganz bestimmt nicht im OP, und seit Ende des Krieges sei er nicht mehr in Belgrad oder sonst irgendwo in Jugoslawien gewesen, und Tito kenne er nur aus den Zeitungen wie jeder andere Ungar auch. Nachdem man ihn eine Nacht lang verhört hatte, gestand er, es bestehe doch eine Verbindung zum Parteivorsitzenden: Seine Frau nämlich, Dr. Helena Fülöp-Ortmann – eine sehr bekannte Ägyptologin, deren Buch über den Pharao Echnaton in Ungarn ein großer Erfolg war und in mehrere Sprachen übersetzt wurde –, habe zusammen mit einer

Cousine von Rákosi die Volksschule besucht; aber das sei dreißig Jahre her. Dieselben drei Männer – Janko Kollár, Lajos Szánthó und Zsolt Dankó –, die schon Dr. Fülöp abgeholt hatten, wurden abermals losgeschickt. Sie schlugen an die Tür der Wohnung Nummer 7 im zweiten Stock des Hauses Nummer 23 an der Báthory utca und zerrten Frau Fülöp-Ortmann durch das Treppenhaus nach unten. Sie schrie, ein Kind sei in der Wohnung, man solle ihr wenigstens erlauben, die Mutter des Kindes zu verständigen. Die Männer meinten, das sei eine Finte, sie wolle sich nur eine Gelegenheit verschaffen, um aus dem Fenster zu springen. Sie wurde wie ihr Mann in das Hauptgebäude der ÁVH in der Stalinstraße 60 gebracht und verhört.

Das Kind in der Wohnung war ich. Damals hieß ich András Fülöp. Ich war noch nicht ganz vier Jahre alt. Mit diesem Tag beginnt meine Erinnerung.

2

Kurz bevor die Männer kamen, hatte mich meine Großmutter auf den Diwan im Salon gelegt und für den Mittagsschlaf zugedeckt. Als ich aufwachte, war ich allein.

Die Wohnung meiner Großeltern war sehr geräumig; Ärzte waren von den Enteignungen ausgenommen, jedenfalls bestimmte Ärzte. Ich rief nach Moma, tappte durch die Zimmer und hatte Durst. Ich schlich vorsichtig

zur Küche, weil ich meinte, von dort etwas gehört zu haben. Zugleich aber wusste ich, dass ich immer schon gemeint hatte, von dort etwas zu hören, und das beruhigte mich ein wenig und ließ mich mutig sein. Meine Großmutter war eine junge Frau – sie war damals erst neununddreißig! –, in unserer Familie war es Tradition, dass die Frauen sehr jung Kinder bekamen; sie war ihr Leben lang gewohnt gewesen, bedient zu werden; als Tochter eines Diplomaten und Parlamentariers war sie in einer der schönsten Villen am Rózsadomb aufgewachsen (die nach dem Krieg von der Roten Armee enteignet, in ein Offizierscasino umfunktioniert und ruiniert wurde); nie hatten sie, ihre Mutter und ihre Schwestern selber gekocht, und nun musste sie in dieser »schäbigen Behausung« (auf deren Quadratmeterzahl normalerweise vier Familien untergebracht wurden) allein für ihr, ihres Gatten und ihres Enkels Frühstück, Mittagessen und Abendessen sorgen, und es gehörte zu ihren Nachkriegsgewohnheiten, dabei zu fluchen (eine andere war, sich ins Geschirrtuch zu schneuzen). Wie jeder weiß, sind die Ungarn Weltmeister im Fluchen, und meine Großmutter, mütterlicherseits eine Ungarndeutsche, die in ihren eigenen vier Wänden nie anders als deutsch gesprochen hatte, übertraf den Meister, indem sie ihn mit Verachtung und Raucherbassstimme karikierte. Deshalb dachte ich lange, noch jemand anderer sei in der Küche; jemand, der meiner Großmutter etwas Böses tun wollte – den sie aber jedes Mal besiegte, denn ich sah sie

hineingehen, hörte das fremde böse ungarische Gekeife und sah sie mit Tellern und Töpfen wieder herauskommen. Also war ihr nichts angetan worden. Ich war sehr stolz auf sie.

Als ich mich versichert hatte, dass niemand in der Küche war, schob ich einen Sessel vor die Spüle, stellte mich darauf, drehte mit beiden Händen am Wasserhahn und trank - und fühlte mich, wie sich Moma gefühlt haben musste, wenn sie den bösen ungarischen Geist besiegt hatte: muskelstark. Das Wasser ließ ich laufen. Ich wusste, ich würde bald wieder Durst haben. Hungrig war ich auch. Das war leicht. Ich stellte den Sessel vor den Schrank, auf dem die Emailtruhe stand. Ich nahm das große runde Brot, trug es in den Salon, bohrte das Weiche heraus und steckte es in den Mund.

Ich suchte noch einmal, nun gründlicher, die Zimmer nach Moma ab, sogar in die Besenkammer und die Speisekammer schaute ich, duckte mich unter die Schränke, unter die Betten, unter Momas Schreibtisch, der so gut nach ihren Zigaretten roch. Sie war nicht da. Ich rechnete nicht damit, dass sie jemals wiederkommen würde. Ich rechnete damit, dass nie mehr jemand kommen würde.

Auf den Fensterbänken im Salon standen Blumentöpfe mit Zimmerpflanzen. Die hatte ich nie gemocht, weil sie mir den Blick in den Himmel hinauf verstellten und weil manche wie Geisterfinger aussahen. Ich zupfte an den Blättern, bis die Töpfe zu Boden fielen. Die meisten gingen

kaputt. Die Pflanzen stopfte ich unter den hohen Schrank mit dem Geschirr; ich wollte sie nicht sehen. Die Erde schob ich zu einem Haufen zusammen. Der war nicht klein. Ich patschte ihn mit den Händen fest. Ich besaß zwei Blechautos, beide rot, eine Limousine, in deren Fensterumrahmungen ich gern meine Fingernägel festhakte, und ein Feuerwehrauto mit ausziehbarer Leiter und einem Löschanhänger und dünnen Gummischläuchen mit winzigen Spritzen.

Ich spielte, bis ich aufs Klo musste. Das konnte ich ganz allein. Ich konnte auch die Spülung bedienen, das hatte mir Moma beigebracht. Ich hätte nur auf die Kloschüssel klettern und an der Kette mit dem Porzellangriff ziehen müssen. Aber ich spielte lieber, krümelte weiches Brot aus der Kruste, trank aus dem Wasserhahn, löffelte aus der Zuckerdose. Als es dunkel wurde, legte ich mich neben meinen Erdhaufen. Ich hätte gern Licht gehabt. Aber ich wusste nicht, wie man Licht machte. Das hatte ich nie beobachtet, und Moma hatte es mir nicht gezeigt. Ich wusste, dass am Abend das Licht von der Zimmerdecke fiel. Aber wie es dort hinaufgekommen war, wusste ich nicht ...

- Ich werde kindisch, das fällt mir nun selber auf. Die Männer, mit denen ich manchmal zusammensitze und die keine Ahnung von mir haben, würden mich für wehleidig halten, wenn sie das läsen - was sie natürlich nicht tun werden. Wenn ein Erwachsener einen kindlichen Menschen mimen will, ist er kindisch und weiter nichts. Es gibt keine kindlichen Menschen. Ein Mensch mit drei Jahren fühlt sich

nicht als Kind. Dass man Kind ist, merkt man erst mit fünf. Und da will man auch schon keines mehr sein. Ich habe mich nie erwachsener gefühlt als damals, war nie vernünftiger gewesen, nie lebensfähiger – nämlich, in der Lage, mich anzupassen. Keine Weinerlichkeit. Keine Angst. Keine Abschweifungen. Keine Empathie. Keine Wahrheit, keine Lüge. Ich hätte mir zugetraut, einen Staat zu lenken.

In gewisser Weise lenkte ich einen Staat. Die beiden Blechautos fuhren stellvertretend für alle Autos, die ich je gesehen hatte, und die Knöpfe an dem Sofakissen waren das Volk, das ruhig und reif das Geschehen beobachtete. Ich sprach zu den Knöpfen – nicht *mit* ihnen, sondern *zu* ihnen –, zweifelte aber nicht, ob es tatsächlich Knöpfe waren oder nicht doch Leute mit Ohren. Es waren keine Leute mit Ohren, es waren Knöpfe. Und die beiden Autos waren nicht alle Autos, die ich je gesehen hatte. Ich begriff den Unterschied zwischen Modell und Realität; begriff auch, dass Modelle nötig sind, um die Realität zu bewältigen. Die Leistung der Erziehung besteht darin, diese Unterscheidung in Frage zu stellen und eine Entscheidung zu erschweren, allein indem eine verlangt wird.

Schon am nächsten Morgen hatte ich mich an mein neues Leben gewöhnt. Damit meine ich, die Erinnerung an mein altes begann zu schwinden. Ich vermisste es auch nicht. Ich war ein anderer. Gegen Mittag hatte ich das Brot zur Gänze ausgehöhlt und machte mich über die Kruste her. Die schmeckte mir sogar noch besser. Ich zerkaute sie zu Brei,

den spuckte ich in die Hand, kühlte ihn, indem ich darauf blies, und schleckte ihn auf. Später erfuhr ich, dass es Hyänen genauso mit ihrer Beute halten. Den Erdhügel trug ich ab und baute daraus eine Straße. Die war zugegeben etwas schütter, aber sie zog sich durch den Salon, an den Fenstern entlang bis zur großen Schiebetür. An manchen Stellen flankierte ich sie mit den Scherben der Blumentöpfe – das waren die Städte. Ich trug alle Kissen zusammen, die ich in der Wohnung finden konnte, aus dem Schlafzimmer von Moma und Opa, von den Fauteuils in Momas Arbeitszimmer, von der Sitzbank in der Küche, und reihte sie mit den Knöpfen nach vorne entlang der Straße auf. Am Abend hatte ich die Zuckerdose leer gegessen. Äpfel waren in einem Korb und Backobst. Und Butter auf dem Fensterbrett. Und ein Stück Käse, ebenfalls auf dem Fensterbrett. Aber der Käse roch ein bisschen komisch.

In der Nacht wachte ich auf. Ich konnte mich nicht erinnern, je mitten in der Nacht aufgewacht zu sein. Ich fürchtete mich nicht. Im Gegenteil, ich fühlte mich stark – mehr als muskelstark: begnadet, auserwählt, mächtig und unbesiegbar.

Das hatte mit einer neuen Erkenntnis zu tun. – Es war Anfang Jänner und ein besonders empfindlicher Winter. Moma mochte es gern warm haben, sie gab viel Geld für Holz aus. Der Kachelofen war gut eingefeuert, aber nach einem Tag waren die Scheite heruntergebrannt, und die Wohnung begann auszukühlen. Ich hatte bis dahin nie

gefroren, und wenn ich ins Bett ging, war ich zugedeckt worden, im Sommer wie im Winter. Die Kausalität von Decke zu Wärme war mir also nicht einsichtig. Es war eine bunte Decke mit aufgestickten Tieren, der nicht anzusehen war, dass sie auch noch einen anderen Zweck haben könnte, als schön und weich zu sein. Am Abend aber hatte ich gefroren, und als ich mich zudeckte, fror ich nicht mehr. Und ich fror auch nicht, als ich in der Nacht durch die Wohnung ging und mir dabei die Decke um die Schultern legte.

Im Badezimmer stand ein mannshoher Kristallspiegel mit geschliffenen Kanten. Ich hatte mich oft darin gesehen, mich aber für den, den ich sah, nicht sonderlich interessiert. Ich hatte mit ihm herumgealbert, hatte ihn auf den Mund geküsst und meine Hand auf seine gelegt. Mit einer Decke um die Schultern war er mir nie begegnet. Erst in der Verkleidung erkannte ich in meinem Spiegelbild mich selbst. Ich wusste, der bin *ich* und kein anderer. In einem Märchenbuch hatte ich Bilder von einem Mann gesehen, der eine Decke um die Schultern trug. Dieser Mann war ein König. Moma hatte mir aus dem Buch vorgelesen, aber ich hatte vieles nicht verstanden, und sie war ungeduldig geworden, weil ich immer fragte, und darum hat mir Opa die Geschichte zu Ende erzählt. Der König, erzählte er, stammte aus einer Stadt namens Xanten – wenn man mir in die Augen schaute, konnte ich mir fremde Worte spielend leicht merken –, und er war der stärkste Mann der Welt; mit einem einzigen Hammerschlag

rammte er einen Amboss in den Boden; er tötete einen Drachen und badete sich in dessen Blut und wurde auf diese Weise unverwundbar; er war im Besitz eines Schwertes, mit dem er sich unterhalten und dem er Befehle geben konnte, und einer Kappe, die ihn unsichtbar machte; er besiegte einen Zwerg und bekam von ihm einen Goldschatz geschenkt, weil er ihn am Leben ließ; und schließlich heiratete er die schönste und reichste Frau des Landes. »Dieser König war«, erzählte mir mein Großvater, »begnadet, auserwählt, mächtig und unbesiegbar.« Und weil er sah, dass ich immer noch traurig war wegen Momas Ungeduld, erklärte er mir, zwischen Moma und ihm sei es wie in der Geschichte vom Kalif Storch und dem Großwesir, die er mir am Tag zuvor zu Ende erzählt hatte: Der Großwesir sei dazu da, damit er für den Kalifen spreche, denn der Kalif sei viel zu vornehm, um das selbst zu tun, und so sei es eben auch bei Moma und ihm; er spreche für Moma, und eigentlich kämen alle Geschichten, die er erzähle, von ihr; das hatte ich ihm geglaubt und war nicht mehr traurig gewesen, denn ich wollte lieber, dass mir Moma erzählte als er oder sonst jemand.

Ich stand im Badezimmer vor dem großen Kristallspiegel; nur das Rauschen des Wasserhahns in der Küche war zu hören, wie ein ferner Applaus; von draußen fiel ein wenig Licht von den Straßenlaternen herein; und ich sah mich mit einer Decke um die Schultern und kam mir vor wie der König von Xanten. Ich stolzierte in den Salon zurück und erzählte den Knöpfen an den Kissen, was ich im Spiegel

gesehen hatte. Alles kam mir nun anders vor – die Knöpfe, weil ich sie in der Dunkelheit nicht richtig wahrnehmen konnte, wie demütig gesenkte Augenlider; die zerknautschten Körper der Kissen wie die Körper verwundeter Soldaten. Die Möbel waren Schattenbilder, und wie mir schien, zeigten sie als solche erst ihren wahren Charakter: unnachgiebig, rechthaberisch, illoyal, zu Rebellion und Verrat neigend. Ich fegte die Bücher aus den Regalen, soweit ich sie erwischen konnte, und verstreute sie über den Fußboden, denn sie starrten mich an wie eine strammstehende feindliche Armee. Ich verschob den Diwan und kippte die Fauteuils und die Ottomane um – was mühsam war, mir aber wieder einige neue Erkenntnisse brachte, zum Beispiel, dass ich zwischendurch verschlafen konnte, ohne mit der Arbeit von vorne anfangen zu müssen, wenn ich unter ein Stuhlbein ein Buch schob. Das Tischchen, bei dem die Ottomane gestanden hatte, untersuchte ich genauer. Unter der runden Platte befanden sich mehrere kunstvoll eingepasste Schubfächer. Darin lagen Rauchwaren und Zündhölzer. Wie man mit Zündhölzern Licht zaubern konnte, das wusste ich, denn Moma hatte mir manchmal erlaubt, ihre Zigarette anzuzünden. Aber ich zauberte kein Feuer, ich stieß das Tischchen um, eine Schublade zersplitterte. Schließlich schleppte ich die Kissen ins Badezimmer, breitete sie vor dem Spiegel aus, legte mich darauf, deckte mich mit meinem Königsmantel zu und schlief ein. Ich hörte, wie sich die aufgestickten Tiere regten, und ich hörte sie rufen;

aber nicht nach mir riefen sie, in die Welt hinaus riefen sie, und sie bekamen Antwort.

Am nächsten Tag betrachtete ich mein Gesicht im Spiegel und sah im Licht der Sonne, wie es wirklich war. Ich sah meine goldbraunen Locken und sah die vielen goldenen Punkte auf meiner Stirn und meiner Nase und auf meinen Wangen. Mein Gesicht ist mit Sommersprossen übersät! Viele Menschen waren darüber entzückt, als ich ein Kind war, und als ich erwachsen wurde, flößten ihnen die Goldpunkte Vertrauen ein; das brachte Vorteile mit sich – und einen Nachteil: Ich wurde erkannt. Wenn mich einer auch nur einmal gesehen hatte, erkannte er mich jederzeit wieder.

An die letzten drei Tage und zwei Nächte meiner Einsiedelei kann ich mich nicht mehr erinnern.

3

Meine Mutter erzählte mir später, ich hätte vor Kälte, Erschöpfung und Hunger die meiste Zeit geschlafen. Sie wiederholte aber nur, was ihr Dr. Balázs gesagt hatte.

An das Interview mit diesem Arzt erinnere ich mich dagegen sehr genau. Es fand in seiner Privatwohnung statt. In seiner Praxis wollte er mich nicht untersuchen, weil er der Sprechstundenhilfe nicht traute. Er wollte auch nicht nach Ordinationsschluss mit mir dorthin gehen – wenn ein Nachbar oder ein Passant am Abend Licht sähe und Vermutungen anstellte, könnte das gefährlich werden,

sagte er zu meiner Mutter. In der Klinik, in der er manchmal in der Ambulanz aushalf, hätte man wahrscheinlich nach den Hintergründen gefragt und Meldung erstattet. In der Wohnung meiner Großeltern, was naheliegend gewesen wäre, wollte er das Gespräch unter keinen Umständen führen, denn es hätte sein können, dass wieder an die Tür geschlagen wurde – und wie hätte er dann den ÁVH-Leuten erklären sollen, dass er nicht an den todbringenden Konspirationen der Moskauer Ärzte beteiligt sei, wenn sie doch mit eigenen Augen sähen, wie er sich um den Enkel jenes Arztes bemühte, dessen Frau vor dreißig Jahren zusammen mit der Cousine von Mátyás Rákosi in die Volksschule gegangen war?

Er setzte mich auf einen Stuhl in seiner Küche, rückte einen zweiten nah heran, so dass seine Knie die meinen berührten, und fragte mich nach meinem Namen. Er sprach Deutsch mit mir. Als Freund der Familie – so hatte ihn mir meine Mutter vorgestellt – wusste er wohl, dass ich besser Deutsch verstand als Ungarisch. Er sagte nicht: Wie heißt du? Sondern: »Wie lautet dein Name?« Ich antwortete nicht sofort. »Wie heißt du?« war ich schon oft gefragt worden, »Wie lautet dein Name?« noch nie. Ich überlegte, ob beides das Gleiche bedeute, und kam zur Auffassung, es könne nicht das Gleiche bedeuten. Ich liebte Worte und war von ihrer Ökonomie und Einzigartigkeit überzeugt und hielt es für einen nicht anzunehmenden Unsinn, dass es zwei Ausdrücke für eine Sache gäbe. Das Wort »lautet« irritierte mich. Ich kombinierte, es müsse mit

»laut« zu tun haben. Also, dachte ich, hatte mich Herr Dr. Balázs – seltsamerweise im Ton einer Frage – aufgefordert, laut meinen Namen zu sagen. Also brüllte ich: »András!«

Das weitere Gespräch stand unter dem Eindruck dieses Missverständnisses. Jede meiner Antworten war für Dr. Balázs ein Beleg dafür, wie verwirrt mein Kopf sei. Ich sah das anders. Ich fand *seine* Fragen merkwürdig und *meine* Antworten klar. Er konnte *meinem* Blick nicht standhalten, ich *seinem* schon. Er erzählte meiner Mutter, ich hätte ihn ununterbrochen angestarrt. Ich sei geschockt und erschöpft. Man müsse sehr vorsichtig und sehr liebevoll mit mir umgehen.

Besonders zu denken gab dem Arzt die Verwüstung im Salon. Er könne sich nicht vorstellen, dass ein Kind in der Lage sei, eine solche Zerstörung anzurichten. Er hätte mich nur zu fragen brauchen. Ich hätte ihn nicht angelogen. Er befürchtete, dass die ÁVH-Leute in die Wohnung zurückgekehrt seien; womöglich sei es nur einer von ihnen gewesen, ohne Auftrag, mit der bloßen Lust, mich zu quälen. Er untersuchte meinen Körper nach Spuren. Ich musste ihm meinen Hintern entgegenstrecken, und er leuchtete mir mit einer kleinen Taschenlampe in den Anus. Dass er nichts fand, erschreckte ihn mehr, als wenn er etwas gefunden hätte – seine Phantasie spielte ihm Foltermethoden vor, die, wie er meiner Mutter zuraunte, »jede Vorstellung übertreffen«. Aber er tröstete meine Mutter auch: Es werde nicht lange dauern, bis ich alles

vergessen hätte; am besten wäre es, das Thema nie mehr anzuschneiden. Nie mehr.

Ich hatte einen Schlussstrich unter mein bisheriges Leben gezogen, um in meinem neuen Leben, in dem es nur mich allein gab, genügend Platz zu schaffen und nicht immer wieder über Erinnerungen zu stolpern. Ich löschte, nicht wie Dr. Balázs prophezeite, die fünf Tage und vier Nächte aus meinem Gedächtnis, sondern alles, was vorher gewesen war. Ich hatte meine Mutter nicht erkannt, als sie mich fand. Sie war schreiend in der Tür zum Salon gestanden, die Hände an den Wangen. Sie hatte nach mir gerufen. Ich war aus meiner Höhle gekrochen, und sie war mir eine Fremde gewesen. Das Menschsein als solches war mir fremd geworden, weil ich mich nicht mehr als Mensch begriff.

Diese Reflexion sollte ich unbedingt im ersten Kapitel meiner Geschichte unterbringen, riet mir mein Freund Sebastian Lukasser. Er meinte damit – sprach es aber wieder nicht aus –, dass in den Umständen des Erwachens meines Bewusstseins der Grund für meine – auch das sprach er nicht aus – furchtbare Existenz zu suchen sei und dass ich, wenn ich die obige Anekdote und eine daran anschließende Reflexion an den Anfang meiner Geschichte stellte, mit dem Mitleid meiner Leser rechnen dürfe. Er hätte selbst gern meine Geschichte geschrieben, hat auch schon damit begonnen – und mir daraus vorgelesen. Ich drehte ihm dabei den Rücken zu. Meine Schultern

zitterten. Er glaubte, ich sei betroffen von meinem eigenen Leben und müsse weinen. Ich musste lachen. Er liebt mich und will der Welt beweisen, dass ich im Grunde ein liebenswerter Mensch sei. Ich habe ihm die Erlaubnis entzogen, mich erzählend zu retten. Ich möchte unter keinen Umständen meine Person verleihen und sie in einen Romanhelden umbauen lassen.

Meine Mutter, Elise-Marie Fülöp, war eine ehrgeizige Frau, die nach der Devise lebte, dass der Schein die Realität, das Sein aber Fiktion sei. Sie und mein Vater waren Geschwister in dieser Philosophie, und sie haben mich, zweifellos ohne dass sie sich dessen bewusst waren, darin erzogen – wenn sie mich denn überhaupt erzogen haben. Sie studierte Medizin; wollte Anästhesistin werden, nie etwas anderes. Nie hatte sie, wie ihre Kolleginnen und Kollegen, behauptet, deswegen, weil sie den Menschen den Schmerz nehmen wolle, sondern grinsend zugegeben, sie kenne nichts Aufregenderes, als jemanden mit einer Spritze schachmatt zu setzen, und je größer und dicker derjenige sei, desto besser, und hat die Backen aufgeblasen und vorgemacht, wie sich Dickwänste die Schuhe binden – ein Sketch, den ich ihr nicht abnahm, der weismachen sollte, sie könne auch lustig, wenn sie wolle. Aus dem Abstand von fünfundvierzig Jahren betrachtet, so lange habe ich sie nicht mehr gesehen, erscheint sie mir wie zwei verschiedene Personen – eine vor und eine nach unserer Flucht aus Ungarn. Über erstere weiß ich wenig zu sagen;

weil sie sich nicht für mich und ich mich nicht für sie interessierte. In Wien befreite sie sich aus Momas Einfluss; von da an war sie eine andere – oder endlich die, die sie eigentlich war.

Dass sie mich gefunden hatte, war übrigens ein Zufall gewesen. Sie hatte nicht vorgehabt, an diesem Nachmittag ihre Eltern zu besuchen. Der Präparierkurs war ausgefallen, und sie wollte ein Stündchen schauen, wie es dem Söhnchen gehe. Sie besaß einen Schlüssel zur Wohnung in der Báthory utca, wo immer noch ihr Kinderzimmer war (sie war achtzehn gewesen, als ich zur Welt kam), und fand mich über und über verdreht und ein bisschen langsam, aber sonst recht zufrieden und fidel und – wie sie es viel später, wenige Tage nach der großen Katastrophe meines Lebens, ausdrückte – »mit einem erschreckend erwachsenen Ausdruck im Blick«. Eine Nachbarsfrau einen Stock über uns hatte einiges mitgekriegt, allerdings, wie sie versicherte, nicht, dass ich in der Wohnung zurückgelassen worden sei; sonst hätte sie sich »aber selbstverständlich« um mich gekümmert. Ich denke, sie müsste mich gehört haben, denn manchmal hatte ich geschrien – nicht weil ich Angst hatte oder verzweifelt war, sondern um mich zu unterhalten und mir zu bestätigen, dass ich der Bewohner meiner Welt war. Ich erinnere mich nicht, je lauter geschrien zu haben.

Meine Mutter hatte also mit Dr. Balázs telefoniert, der war unverzüglich in die Báthory utca gekommen, und wir waren gemeinsam mit der Straßenbahn zu seiner Wohnung

gefahren. Ich hatte mich geweigert, während der Fahrt zu sprechen. Ich saß zwischen den beiden, die Arme hoch unter dem Kinn verschränkt. Immer wieder fragte meine Mutter, wie es mir gehe, und Dr. Balázs sagte, sie solle mich nichts fragen, *er* werde das tun, und sie sagte, ich sei schließlich *ihr* Kind, und er sagte, niemand wisse das besser als er. Ich rechnete mit dem Schlimmsten. Die Worte »abholen«, »verhören«, »foltern«, »hinrichten«, »erschießen«, »liquidieren«, »aufhängen« waren mir durchaus geläufig – zu oft war darüber in unserer Familie gesprochen worden; ich wusste nicht, ob es weh tat, was die Worte meinten; aber ich wusste, dass man hinterher nicht mehr da war. *Ich wollte da sein* – am liebsten, wie ich in den vergangenen fünf Tagen und vier Nächten da gewesen war. Ich war auf alles gefasst, und als Dr. Balázs meine Mutter bat, im Zimmer zu warten, und mich in seine Küche führte (er verfügte nicht über die Privilegien meines berühmten Großvaters und meiner berühmten Großmutter; seine Wohnung bestand nur aus einem Zimmer und der Küche, in der auch eine Badewanne stand), war ich überzeugt, dass ich, nachdem man mich abgeholt hatte, nun verhört, gefoltert, hingerichtet, erschossen, liquidiert und aufgehängt würde. Ich sah mich nach einem Fenster um, durch das ich fliehen könnte. Die Küche hatte kein Fenster. Dr. Balázs fragte mich übrigens hauptsächlich nach meiner Mutter aus. Wann ich sie zum letzten Mal gesehen hätte. Mit wem ich sie gesehen hätte. Ob sie mir manchmal Geschichten erzähle. Von wem sie besonders

gern erzähle. Ob sie oft andere Kleider trage. Ob sie oft andere Schuhe trage. Ob sie mir Geschenke mitbringe. Ob sie gern singe. Was Moma über meine Mutter von sich gebe. Hinterher war ich enttäuscht. Wenn ich es bedenke, war ich enttäuscht, dass ich noch lebte.

Mein Großvater wurde nach seinem Verhör eingekerkert und gefoltert, bis er auf allen vieren, bellend und grunzend, vor seinen Häschern im Kreis rutschte. Endlich gestand er, dass er auf Befehl des Intelligence Service und des American Joint Distribution Committee den Ministerpräsidenten der Volksrepublik Ungarn, Genosse Mátyás Rákosi, während einer Gallenblasenoperation mit einer Überdosis Morphinum habe vergiften wollen. Meine Großmutter, weil Verabredungsgefahr mit anderen in die Verbrechen involvierten Ärzten bestehe, wurde auf unbestimmte Zeit in Verwahrsam genommen. Man brachte sie nach Szabadsághegy in Buda, in die Villa auf dem Freiheitsberg, wo sie von den ÁVH-Männern Janko Kollár, Lajos Szánthó und Zsolt Dankó mit Zigaretten, Cognac, Konfekt und Beruhigungsmitteln versorgt und bis zu dreimal am Tag vergewaltigt wurde. Nach zwei Wochen kam sie frei. – Sok ház ég belül, de nem látszik kívül – viele Häuser brennen innen, und von außen sieht man nichts.

Am 5. März 1953, wenige Tage nach meinem vierten Geburtstag, starb nach zwei Schlaganfällen: Josif Stalin. Erst gab es wieder Gerüchte, Ärzte seien schuld an seinem Tod, und wieder wurden ein paar Dutzend, die meisten Juden, festgenommen, auch Ärzte außerhalb der Sowjetunion.

Mein Großvater saß im Gefängnis; das war durchaus ein Alibi, wenngleich nicht unbedingt ein gutes, denn es waren schon Menschen des Mordes angeklagt worden, die zum Zeitpunkt der Tat längst nicht mehr gelebt hatten. Er hatte Glück - wenn man das sagen darf -, die Anklage gegen ihn wurde von einem Tag auf den anderen fallengelassen, und er kam frei. Das Ganze sei ein Versehen gewesen. Mátyás Rákosi sei nie an der Gallenblase operiert worden. Major György Hajós und Oberst Miklós Bakonyi, die für meinen Großvater zuständigen Offiziere der ÁVH, taten nun, als wären sie in Wahrheit immer seine Freunde gewesen, die ihn in einer schlimmen Zeit vor Schlimmerem bewahrt hätten - das solle er bitte nicht vergessen. Der Weltgeist sei grausam, aber gerecht, das habe sich wieder einmal bestätigt. Das Gute habe gesiegt. Das Böse werde auf den Müllhaufen der Geschichte geworfen. Sie schlugen meinem Großvater auf die Schultern - sanfter, als sie es vor wenigen Wochen getan hatten - und scherzten, ihnen persönlich tue es leid, dass er Mátyás Rákosi nicht tatsächlich vergiftet habe. Mátyás Rákosi war inzwischen selbst in Ungnade gefallen, und man durfte getrost damit rechnen, dass er, wahrscheinlich gemeinsam mit Gábor

Péter, dem ebenfalls abgesetzten Chef der ÁVH, der für alle diese bösen Sachen verantwortlich sei, recht bald erschossen würde.

Nun wohnten wir alle zusammen in der geräumigen Wohnung Nummer 7 an der Báthory utca Nummer 23 – Opa, Moma, meine Mutter und ich. Deswegen hatte es übrigens einen lauten Streit zwischen meiner Mutter und Moma gegeben. Meine Mutter wollte erst nicht zu uns kommen und wieder in ihrem Kinderzimmer schlafen. Moma aber bestand darauf, dass sie aus dem Studentenheim ausziehe. Wenn Moma »das Studentenheim« sagte, dann so, als würde sie »das angebliche Studentenheim« sagen. Was sie damit meinte, war leicht zu erraten: dass meine Mutter eine Lügnerin war. Das hatte ich mir immer schon gedacht. Jedes Mal, wenn sie gekommen war, um mich zu besuchen, hatte sie mir »etwas überaus Merkwürdiges« erzählt, das ihr zugestoßen sei. Das Leben ist voller Möglichkeiten, und ein kleiner Spaziergang von der Donau herauf, am Szabadság tér vorbei und in die Báthory utca *muss* nicht, aber *könnte* solches bieten. Ich entdeckte sehr früh die Möglichkeitsform.

Schließlich hatten Moma und ich aber doch den Eindruck gewonnen, dass meine Mutter gern bei uns wohnte. Eines Morgens sah ich sie vor dem großen Spiegel im Badezimmer stehen, nackt, die Arme ausgebreitet, den Kopf nach hinten gebeugt; sie hatte die Augen geschlossen und lächelte, als ob sie sich dennoch im Spiegel sähe. Sie

war zufrieden mit sich selbst. Ich erzählte Moma, was ich beobachtet hatte, und wurde dafür gelobt.

Wir lebten nicht schlecht. Major Hajós und Oberst Bakonyi kamen vorbei, um sich von Großvater ein Schreiben unterzeichnen zu lassen, und brachten bei dieser Gelegenheit Speck, Wurst, Kaffee, Wein, Barack und andere gute Sachen mit, eine Gans und ein Käserad, einen Schinken, so groß wie ein Tennisschläger, und für Moma eine Tasche voll Zigarettenschachteln. Gleich dreimal mussten sie die Stiege hinauf- und hinuntergehen. Wenn sie sonst etwas für uns tun könnten, baten sie, müssten wir nur ein Wort sagen. Moma lachte - ich habe es gehört und habe mitgelacht - und sagte, es gebe, wenn sie sich nicht irre, drei Männer in ihrem Verein, einen gewissen Janko Kollár, einen gewissen Lajos Szánthó und einen gewissen Zsolt Dankó, ob es möglich wäre, jedem von den dreien eine Kugel in den Kopf zu schießen. Die Offiziere lachten - ich habe es gehört und habe mitgelacht - und versprachen, sie würden schauen, was sich machen lässt. Mir schenkten sie ein buntes Windrädchen und setzten mich auf die Kühlerhaube ihres schwarzen Pobeda und fuhren mit mir ein Stück die Báthory utca hinunter bis zum Parlament, schnell genug, damit sich die kleinen roten, blauen und gelben Schaufeln drehten, vorbei an der Bäckerei von Ferenc Juhász, der in seiner weißen Schürze auf dem Gehsteig stand und staunte. Meine Mutter lief schreiend daneben her, gab aber bald auf, weil ihr die Luft ausging.

Es war eine gemütliche Zeit. Wir saßen im Salon zusammen, die Betten von Moma und Opa hatten wir in einer lustigen Aktion aus dem Schlafzimmer herübertransportiert, weil Opa nur mit Mühe aufstehen und herumgehen konnte. Er trank Unmengen Wasser. Es waren ihm im Gefängnis nur versalzene Speisen angeboten worden. Der große Durst blieb ihm bis an sein Lebensende. Man stelle sich vor, Opa war verwechselt worden! Man hatte geglaubt, er sei ein Jude! Das erzählte uns Major Hajós und entschuldigte sich dafür in aller Form und mit seltenen Nahrungsmitteln. Er lebte allein, hatte keine eigene Familie, mit seinem Bruder war er verfeindet; er sei oft sehr, sehr einsam, klagte er; deshalb besuchte er uns zwei- bis dreimal in der Woche, setzte sich immer auf denselben Sessel, als wäre er ein Freund des Hauses. Von den Kollegen werde er der »Marder« genannt - »Nyest«; er verriet uns aber nicht, wie er zu diesem Spitznamen gekommen war. Ein Marder sei doch ein sehr schönes Tier, die Menschen müssten ihn nur einmal von der Nähe betrachten, was in der Natur zugegebenermaßen nicht ganz leicht sei, aber es gebe ja auch ausgestopfte Exemplare, zum Beispiel im Museum am Ludovika Platz. Man habe, erzählte er, eigentlich Dr. Benedikt Lázló, den Chefarzt des Krankenhauses der Pester Israelitischen Glaubensgemeinschaft, verhaften wollen, aber weil das andere Kollegen bereits getan hätten und es unerfreulich gewesen wäre, mit leeren Händen dazustehen, sei der Genosse Oberstleutnant János Tárnoki von der HA Technik

auf die Idee gekommen, in der Semmelweisklinik nachzusehen, dort sei gemäß seinen Unterlagen ein gewisser Dr. Daniel Eisenberger als Internist beschäftigt, und nachdem der Verräter Gábor Péter von Geburt her auch ein Eisenberger sei, und zwar ein Benjamin, habe man gedacht, es könnte sich bei dem Arzt zum Beispiel um einen Bruder desselben und also wahrscheinlich um ebenfalls einen amerikanisch-zionistischen Agenten handeln. Leider hätten sich die Genossen Kollár, Szánthó und Dankó, die, wie wieder einmal bestätigt, nicht die Zuverlässigsten seien, im OP geirrt und aus Versehen den völlig unschuldigen und in jeder Hinsicht korrekten Genossen Dr. Ernő Fülöp verhaftet. Mein Großvater wollte sagen, dass er höflichst darum bitte, nicht Genosse genannt zu werden; er kam aber nicht dazu, jedenfalls nicht zu Ende damit, denn Moma fiel ihm um den Hals und küsste ihn so leidenschaftlich auf den Mund, dass sich Major Hajós glücklich seufzend umdrehte und meiner Mutter und mir zuzwinkerte.

»Wir sprechen nicht über Politik«, sagte Moma, »wir kümmern uns nicht um den Zustand der Welt.«

»Sehen Sie«, sagte Major Hajós, »bald bin ich auch so weit. Sie sind mein Vorbild, Frau Fülöp-Ortmann! Das dürfte eigentlich nicht sein. Ich bin Geheimdienstmann, ich bin ein Tschekist, einer von den guten alten. Ein Tschekist hat, wenn überhaupt, nur ein Vorbild zu haben: Feliks Edmundowitsch Dzierzynski, den gütigen Vater des mächtigsten Geheimdienstes, den die Welt je gesehen hat,

er möge mir vergeben, Gott hab ihn selig. Was rede ich da! Sehen Sie, Sie bringen mich von meinem Weg ab, Frau Fülöp-Ortmann!«

Da erschrak meine Moma und wurde weiß, und mein Großvater hielt seinen Arm vor sie, wie der Fahrer eines Automobils es tut, wenn er plötzlich bremst und seine Beifahrerin schützen möchte.

Aber Major Hajós lachte, lachte so heftig, dass alle Luft aus ihm wich und er am Ende nur noch piepste.

Es war auch eine fröhliche Zeit. Wir verließen nur selten die Wohnung, das war auch nicht nötig, denn wir waren ja reichlich mit leckeren Dingen versorgt. Wir lachten viel, meine Mutter probierte Kleider an, und Opa schnarchte seine komischen Melodien. Er war zu müde, um mir am Abend eine ganze Geschichte zu erzählen, und deshalb musste manchmal Moma seine Märchenstunde zu Ende bringen – nun umgekehrt wie sonst. Der Großwesir war krank, und er bat den Kalifen, vorübergehend seine Aufgabe zu übernehmen. Das Erzählen war nicht Momas Sache, jedenfalls nicht das Erzählen von Märchen für Kinder, aber sie bemühte sich. In ihren Geschichten ging es um Götter mit Tierköpfen, und das erinnerte mich an meine einsamen vier Nächte, in denen mir Wesen erschienen waren, wie ich nie welche gesehen hatte, nicht in Wirklichkeit und nicht auf Bildern. Die aufgestickten Tiere auf meiner Zudecke hatten nach ihnen gerufen, und sie waren gekommen; und nun, so schien mir, riefen sie